

Der Schumsker Rabejnu Gerschom

*Eine Erzählung aus dem Buch "Misnagdishe Mayses – Geschichten der Misnagdim",
von Dovid Katz*

*Bisher noch unveröffentlichte Übersetzung aus dem Jiddischen
von Melitta Depner
(Hinweis: Für den online-text wurden die Fußnoten gelöscht).*

Als der Schumsker Rabbiner, Reb Gerschom Ragbime, nach eineinhalb Monaten von Warschau nach Litauen zurückkehrte, sah er aus wie ein frischer Leichnam, der vom Tisch, auf dem man die Toten wäscht, herabgekullert war und einen letzten Gang geht, um die Lebendigen zu schockieren. Schon als die vornehme Karosse in Schumsk einfuhr, erblickte man auf seinem Gesicht die Verzweiflung eines Menschen, der weiß, dass er verspielt hat.

Reb Gerschom war um die siebzig herum, ein hochwüchsiger Jude mit imposantem Äußeren, ein Recke. Sein mächtiger langer Bart glänzte majestätisch in roten, goldenen, weißen und kastanienbraunen Schattierungen, schön wie Saloker Regenbögen. Jetzt aber stieg er aus der Karosse wie ein Gebrochener, und schleppte sich mit lahmen Schritten zur Tür. Er war ausgemergelt. Die edlen rabbinischen Gewänder hingen an ihm herab, als ginge da ein dürrer armer Wicht, dem man irgendwo die Kleider eines verstorbenen, wohlgenährten Bankiers überlassen hatte. Die ausgebleichenen Farben seines Bartes waren fast alle übergegangen in einen gemeinsamen Schmutzton, wie er bei frisch zertretener Erde auf Schlammfaden anzutreffen ist.

Was in Warschau passiert war, brauchte man nicht zu fragen. Von drei Frauen hatte sich Rabbi Gerschom Ragbime wieder geschieden, weil sie ihm nur Töchter geboren hatten, jede von ihnen zwei Mädchen. Die vierte Frau, sie war noch eine siebzehnjährige Jungfrau, als er mit ihr, selber schon fünfzig, unter den Traubaldachin trat, war unfruchtbar geblieben. Sowohl den Schumsker Bader als auch die besten Wilner Doktoren hatte er damals drohend zurechtgewiesen, als sie ihm mitteilten, dass die Unfruchtbarkeit offensichtlich an ihm selber läge. Seit langem hatten ihn die Wilner Doktoren wissen lassen, dass es in Warschau einen Professor gäbe, Maximowitsch hieß er, der sich mit solchen Problemen befasse. Könne auch Maximowitsch nicht helfen, so gäbe es keinen mehr, der noch imstande sei, irgend etwas auszurichten. In seinem Sanatorium, in das die Reichen aus ganz Russland fuhren, untersuchte der Professor den Rabbi gründlich, verabreichte ihm Mixturen zum Trinken, Arzneien zum Schlucken, Salben zum Einreiben. Als er sich von dem litauischen Rabbiner verabschiedete, sprach er klare Worte.

– Wenn mein Sanatorium bis nach Wilna bekannt ist, dann nicht deshalb, weil ich ein Scharlatan bin. Es tut mir leid, euch sagen zu müssen, dass ihr keine Kinder mehr zeugen könnt. Ihr seid ein Mensch über siebzig, und ihr müsst dies, – sicher fordert das auch euer Glaube von euch, – als den Willen Gottes akzeptieren.

Diese Worte waren für ihn ein tödlicher Schlag, nicht nur wegen der menschlichen Scham über seine erschlafte Manneskraft. Er liebte seine sechs Töchter sehr. Dem gojischen Doktor jedoch erzählen, warum durch sein Untersuchungsergebnis die Welt für ihn zusammenbrach, hatte auch keinen Sinn mehr.

Bei der Schumsker Familie Ragbime existierte eine Urkunde über den Familienstammbaum, welcher die geradlinige Herkunft von Rabejnu Gerschom Maor haGojlo belegte. Den Familiennamen schrieb man bei ihnen: Ragbime, aus den Anfangsbuchstaben von Rabejnu Gerschom Ben Jehuda Maor haGojlo, unser Lehrer Gerschom, Sohn Jehudas,

Licht in der Vertreibung. Knapp neunhundert Jahre früher, im Jahr 772, noch im fünften Jahrtausend, –nach christlicher Zeitrechnung im Jahr 1012, hatte Rabejnu Gerschoms einziger Sohn der großen Versuchung nicht widerstanden, sich in einer entsetzlichen Bedrängnis taufen zu lassen in Mainz, und es gelang ihm nicht mehr, vor dem Sterben noch Buße zu tun. Und Rabejnu Gerschom Maor haGojlo beging das Trauerritual, indem er zwei Wochen lang Schiwe saß, – eine Woche für das Leben seines Sohnes, eine Woche für dessen Seele.

Drei getaufte Söhnchen ließ der einzige Sohn als Waisen zurück, drei leibliche Enkelchen von Rabejnu Gerschom Maor haGojlo. Als Rabejnu Gerschom in die himmlischen Paläste des alten Aschkenas gerufen wurde, im Jahr 788 im fünften Jahrtausend, – nach christlicher Zeitrechnung im Jahr 1028, taten sie alle drei Buße und kehrten öffentlich zum Judentum zurück. Sie verabredeten untereinander, dass sie nicht hier bleiben sondern ferne Wege einschlagen wollten, sich auf ewig voneinander verabschieden. Es war in einer Stunde der Verfolgungen, und wenn sie sich zerstreuten, so barg sich die trostreiche Hoffnung, dass der Barmherzige sich wenigstens einem von ihrer Familie erbarmen würde. Der älteste Sohn, Anschil, schiffte sich ein ins Land Israel, er ertrank unterwegs. Der zweite, Gabriel, verlebte seine Jahre irgendwo in einem Städtchen nicht weit von Mainz, seine Urenkel starben aber an einer Epidemie.

Der jüngste, Salmen hieß er, war noch ein junger Bursche. Er nahm die Manuskripte, die der Großvater hinterlassen hatte, und zog Richtung Osten, nach Rothenburg. Dort trieb er erfolgreich Handel, und dort suchte er sich eine Braut, eine Verwandte. Sie stammte von einem Onkel Rabejnu Gerschoms ab. Dort wurden ihm eine große Zahl Töchter und Söhne geboren. Die Jahre verwandelten sich in Generationen. Nach ein paar hundert Jahren wurde in der Rothenburger Familie von Rabejnu Gerschoms Kindeskindern ein außergewöhnlich begabter Gemaraschüler geboren, einer der unter den anderen seiner Generation herausragte. Tanchem Mibais Ragbime hieß er, Tanchem, aus dem Hause Ragbime. Er galt als der erste Schüler in der neuen Talmudschule des Maharams, Reb Maor Ben Baruch von Rothenburg. Gegründet hatte die Talmudschule der Maharam mit dem Gold, das die Begüterten des Hauses Ragbime gespendet hatten, damit Rothenburg durch die Pracht der Thora glänze.

Mit großer Liebe protegierte der Maharam den jungen Talmudschüler, welcher von Rabejnu Gerschom und dessen getauften Sohn abstammte. Der Maharam zitierte den Bibelvers des Propheten Amos, der auf ihn passte: "*Ud muzol misrejfo*", – ein Brandscheit, das aus dem Feuer gerissen wird.

Als Tanchem zwölf Jahre lang studiert hatte, gab ihm der Maharam eine hohe Ordinierung, die ihm erlaubte, rabbinische Gerichtsurteile zu sprechen, dazu einen Sack mit hundert Goldstücken, sie stammten von dem Gold, welches die Begüterten des Hauses Ragbime für den Unterricht versprochen hatten, weiter gab er ihm eine prächtige Karosse mit zwei weißen Pferden, schnell wie ein Pfeil, und eine Landkarte, auf der mit Tinte, blau wie der Vorhang vor dem heiligen Thoraschrein, ein weiter Weg nach Osten, ins Sagenland, eingezeichnet war. Der Maharam bedeutete ihm, sich mit seinen Familienangehörigen auf den Weg zu machen, und Rabejnu Gerschoms Manuskripte mitzunehmen, welche die Familie über all die Jahre gottesfürchtig aufbewahrt hatte, und den eingezeichneten Weg weiter und weiter zu fahren, bis er auf einen runden Palast in einem Wald stoßen würde. Diesen Palast sollte er dann abkaufen und dort den Samen legen für alle künftigen Generationen der Rabbiner Gerschom und eine Siedlung aufbauen. Der Siedlung solle er den Namen "Schum" geben, als stetes Andenken an die Gemeinden Schum von Rabejnu Gerschom: Schpira, Wermaisa, Magenza: Speyer, Worms und Mainz.

Über staubige Sandwege, durch furchterregende Wälder, wo Wölfe das Regiment führten und Waldräuber lauerten, fuhr Tanchem immer entlang des Weges, den ihm der Maharam aufgezeichnet hatte. Eine göttliche, wegweisende Kraft bewahrte die Karosse vor allem Bösen. Als er schließlich vor seinen Augen einen großen runden Palast im Wald erblickte, trat er untertänig vor den litauischen Prinzen, welcher darin wohnte, überreichte ihm kostbare

Geschenke, und fragte ihn, ob er Lust hätte, den Palast für reines Gold zu verkaufen. Der Prinz bat, einen Blick auf das Gold werfen zu dürfen. Tanchem hatte einen besonderen Sack vorbereitet, in welchem dreiundzwanzig Goldstücke lagen. Der Graf sah sogleich, dass er mit soviel Gold einen weit größeren Palast kaufen konnte, und nahm den Sack an. Den runden Palast und die Wälder ringsum überließ er dem seltsamen Fremden, der so unerwartet aus einem fernen Land zu ihm hierher gekommen war.

Tanchem der Rothenburger, so nannte man ihn, gab dem Palast mit den Wäldern den Namen "Schum", wie der Maharam ihm aufgetragen hatte. Mit weiteren Goldstücken ließ er Bäume fällen, dingte Bauern, und besäte die jungfräuliche Erde mit allem Guten, genug zum Leben auf ewige Zeiten, bis der Messias kommen und das Himmelreich errichten würde im Lande Israel. Mit seinen Söhnen lernte Tanchem Thora. Den Sohn, der sich beim Lernen als der Begabteste erwies, nahm er nicht ins Geschäft, sondern lernte Tag und Nacht mit ihm, bis er ihn mit vierzig Jahren zum Rabbiner ordinierte. So ging es weiter mit den Söhnen Ragbime im runden Palast über alle Geschlechter. In jeder Generation wählte der Schumsker Rabbiner unter seinen Söhnen den aus, welcher sich für die Thora als der Fähigste herausstellte, und studierte mit ihm bis er vierzig war, dann ordinierte er ihn zum Rabbiner.

In den ersten Zeiten wählte man Heiratspartien aus weiterer Entfernung. Später, als Litauen ein Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit wurde, und seine Hauptstadt, ganz in der Nähe, sich als Jerusalem von Litauen bezeichnete, suchte man die Schwiegersöhne und Schwiegertöchter in der Umgegend aus. Nach Schumsk, so begann man das Dörfchen zu nennen, das um den runden Palast herum wuchs und sich ausbreitete, gesellten sich ein paar Juden und ein paar Gojim. Man kam gut miteinander klar. Auf der einen Seite entstand Dainowik, auf der anderen Kalwl. Als man den Astrowezer Weg herüber verlegte, durch Schumsk hindurch, ging es den Schumskern immer besser.

Die Wilner Rabbiner waren "der Schumsker" wegen im sechsten Himmel. Erstens hielten die Ragbimes an ihren uralten Gebräuchen fest. Den Gebetsriemen legten sie mit der umgedrehten Kapsel an. Wurde bei ihnen ein Mädchen geboren, feierte man ein "Holekrasch". Die litauischen Rabbiner, selbst den Gaon, hielten sie für nicht so wichtig. Sie traten niemals über die Schwelle einer litauischen Talmudschule.

Über die Jahrhunderte ließ der Scharfsinn der Schumsker Ragbimes allmählich nach. Man vertrat die Meinung, dies rühre daher, dass sie seit Generationen nur ihr eigenes Süppchen kochten. Es hieß, dass die Gemara-Lehrer in der Nähe von Schumsk, aus Sadinischek und Satrininek, ihren Schülern mehr beibringen konnten als der Schumsker Rabbiner. Damit sie sich nicht schämen mussten, schickten die Schumsker Rabbiner keine Vorladungen zu rabbinischen Gerichten mehr heraus. Sie entschieden keine religiösen Fragen mehr, nicht einmal wenn es sich bloß um einen Topf handelte, bei dem es darum ging, ob er rituell erlaubt war oder nicht. Bei Bedarf schickten die Leute woanders hin, es gab Möglichkeiten, wo man hinschicken konnte. Sie behaupteten, ihre Aufgabe sei es, allein der Thora wegen das Haus von Rabejnu Gerschom Maor haGojlo zu bewahren und nicht das Stadt-Rabbineramt auszuüben. Schumsk war die einzige Siedlung in jenen Gegenden, wo es einen Rabbiner gab, aber keine Synagoge. Wenn man auf eine Sache verweisen wollte, die wie ein alter Scherben war, wie eine Klinke ohne Türe, so sagte man: "ein Schumsker Rabbinat".

Nicht nur einmal passierte es, dass Wilner Rabbiner, solche die Urteile nach strengsten Maßstäben fällten, den Schumsker Rabbiner examinieren wollten, um zu bestätigen, dass das Rabbineramt, welches vom Vater auf den Sohn übergeben wurde, nichts taue. Andere wieder drohten, sie aus der Gemeinde auszuschließen, weil ihr Innehaben des Rabbineramts ungültig sei. Dennoch setzten sich stets die Verteidiger durch. Erstens entschieden die Schumsker keine religiösen Fragen, sie lösten keine Ehen von verlassenen Frauen auf, und sie führten keine rabbinischen Gerichtsprozesse. Zweitens beschäftigte sich doch jeder Schumsker Rabbiner wahrhaftig mit dem Unterrichten seines am meisten talentierten Sohnes. Ignoranten waren das nicht. Dennoch rührte die Wilner Verschwiegenheit noch von einer dritten Ursache

her.

Bei den Ragbimes lagen die Handschriften von Rabejnu Gerschom Maor haGojlo, die sie nahezu über neunhundert Jahre getreu aufbewahrt hatten, durch alle Verhängnisse, Feuersbrünste und Wirrnisse hindurch, von Mainz bis Rothenburg, und von Rothenburg bis Schumsk. Wo in einer Gemara eine ausgelöschte Stelle war, oder eine Wortverdrehung, welche nach einem Fehler der Schreiber aussah, ganz zu schweigen von all den Fehlern in den gedruckten Schassn, den sechs Ordnungen der Mischna, so konnte man der Sache bloß in Schumsk auf den Grund kommen. Aus dem ganzen Distrikt kamen Talmudgelehrte zu Fuß nach Schumsk, und baten untertänigst, man solle sie zu Rabejnu Gerschom Maor haGojlos Gemarot zulassen. Man nahm sie gastfreundlich auf, bot ihnen süße Teigkugeln mit Tee an, und bat sie, hinaufzugehen zum Amtsstübchen des Rabbiners in den obersten Stock. Der Gast wurde die schmale Wendeltreppe empor geführt, deren Stufen an den steinernen Ringmauern stark abgerundet waren. Man hielt sich am marmornem Geländer fest, welches gestützt wurde durch eine endlose Kette von kleinen Eichenholzsäulen, in denen Löwen und Atlanten eingeschnitzt waren. Durch kleine runde Fensterchen konnte man einen Blick nach allen Seiten, auf Felder, Dörfer und Wälder, werfen. Nicht nur einer der Talmudgelehrten, die nach Schumsk kamen, dachte, als er sich die Treppe nach oben schleppte, man klettere da ganz in den Himmel hinauf.

Schließlich erreichte man das Amtsstübchen des Rabbiners, wo keine religiösen Fragen entschieden wurden und keine Konflikte geschlichtet, wo jeder Schumsker Rabbiner mit seinen Söhnen Thora lernte. Die rabbinischen Gäste waren nicht gewohnt, so hohe Treppen hinaufzukriechen. Sie keuchten vor Mattigkeit, wenn sie endlich ganz oben waren. Es dauerte aber keinen Augenblick, und das schwere Atmen verwandelte sich in ein Keuchen der Verzückung und Erhabenheit des Geistes, sobald nämlich ihre Augen die goldenen Pergament-Handschriften wahrnahmen, welche Rabejnu Gerschom in Ordnung gebracht hatte, so dass für alle Zeiten eine richtige Gemara vorhanden war und keine mit Fehlern behaftete. Die Buchstaben waren alt-aschkenasische, ein wenig glichen sie den alten Buchstaben des Judendeutsch. Die schwarze Tinte leuchtete mit einem Glanz, wie es bei einer neuen Handschrift niemals möglich war. Das Pergament roch nach Heiligkeit wie die besten duftenden Spezereien, die König Salomo aus fernem Land ins Land Israel eingeführt hatte. Hie und da waren die Papierbögen mit kleinen Löchlein besprenkelt, dem Werk ehemaliger Würmchen. In ihren Kommentaren und heiligen Büchern beriefen sich die rabbinischen Verfasser auf das, was Rabejnu Gerschom Maor haGojlo *"b'kiswej-jodes atikej-jojmin d'Shumsk"* – in den uralten Handschriften von Schumsk, als Auslegung vorgeschlagen hatte.

Etwa siebenhundert Jahre waren verflossen, seit sich in Schumsk das Haus Rabejnu Gerschoms gehalten hatte, gerechnet ab dem Tag, als Tanchem der Rothenburger mit den Goldstücken, die der Maharam ihm gegeben hatte, den runden Palast abkaufte. Bei jedem Schumsker Rabbiner gab es zumindest einen Sohn, der fähig war, neuer Schumsker Rabbiner zu werden. Mit einem Mal mussten alle diese guten Jahre solch ein hässliches Ende nehmen. Der unglückliche Rabbi Gerschom Ragbime, dessen drei Frauen ihm nur Töchter geboren hatten, erwies sich bei der vierten, einer gesunden jungen Frau, als er selbst in König Davids Alter war, ganz und gar untauglich, so dass auch der größte Warschauer Professor bei ihm in dieser Sache nichts ausrichten konnte.

Als Rabbi Gerschom von Warschau zurückgekehrt war, begrüßte er kaum seine Frau Schprinze. Er stieg sogleich ganz nach oben in sein Amtsstübchen. Die Dienstmagd bat er, sie solle ihm dort sein Nachtlager richten. Im Schlafzimmer mit seiner Frau schlief er nicht mehr. Alles was er an Essen und zum alltäglich-menschlichen Gebrauch benötigte, räumte er sich irgendwo dort oben in den hohen Zimmern ein. Wochenlang stieg er nicht mehr nach unten.

In Schumsk begann man zu munkeln, den Schumsker Rabbiner habe eine solche

Schwermut befallen, dass er seinen Verstand eingebüßt hätte. In der ganzen Gegend begann man ihn als "der Schumsker Dachboden" zu betiteln. Die Frau, die Töchter und Schwiegersöhne schwiegen wenn man sie fragte, was der Zurückgezogene mache. Sie wollten bezüglich ihrer Familie keine üble Nachrede schüren. Im übrigen wussten sie selbst nicht recht, was er machte. Nur die Magd ließ er zu sich hinauf, der Reb Gerschom. Schprinze war eine große Schönheit, nur das Herzeleid ließ ihr ebenmäßiges Gesicht in Zuckungen aufzittern. Weder hatte sie einen Mann, noch war sie eine Geschiedene, sie war keine Witwe, aber auch keine Verlassene. Kaum dass sie auf die Straße trat, meinte sie, ein jeder wolle ihr bloß das eine sagen: "Das große Los gezogen! Hast nicht schlecht verspielt bei dem alten Betuchten, hä?"

Reb Gerschom schlief nicht mehr als ein paar Stunden Tag und Nacht, hier mal eine Stunde, da mal eine Stunde. Tag und Nacht quälte er sich damit herum, weshalb er dem Haus Rabejnu Gerschom solch ein schofles Ende bereiten musste. Unglück über Unglück, ein Schumsker Rabbiner, noch dazu mit dem Namen Gerschom, kann zum ersten Mal seit siebenhundert Jahren keinen einzigen männlichen Nachkommen in die Welt setzen. Eine Schande für die Großväter und eine Schande für die Geschlechter, denen es versagt war, auf die Welt zu kommen.

Als ein Monat verflossen war, begann er ruhiger zu abzuwägen, ob es nicht doch einen Ausweg gäbe. Stundenlang drehte er in seinem Amtsstübchen Runde um Runde, immer die Außenwände entlang schreitend. Unten hörten die Hausbewohner seine Schritte. Es wurde ihnen leichter, wenigstens saß er nicht herum und durchweinte Tage und Nächte. Die Magd, welche ihn mit dem täglich Notwendigen versorgte, teilte Schprinze mit, Gott sei ein Vater, denn ihr Mann käme langsam wieder zu sich. Man müsse nur Geduld haben.

Eines Tages, spät in der Nacht, riss sich Rabbi Gerschom am Riemen. Sein Amtsstübchen war von vier riesigen Kerzen beleuchtet. Der Talg triefte an ihnen herab auf die silbernen Leuchter und auf die Kupfertablets, auf denen sie standen. Ihm kam der Gedanke, eine Generation zu überspringen, und mit einem Enkel zu lernen, der sich eignete, doch sogleich sah er ein, dass diese Idee nichts taugte. Der Enkel wäre ja der Sohn eines Vaters, der eingeheiratet hatte, und gar nicht von Rabejnu Gerschoms Samen.

Immer wieder im Kreise wandernd in seinem runden Amtsstübchen, oben unter der Spitze des großen Schumsker Palastes, wo er sich eingeschlossen hatte in einem strahlenden Gefängnis, voll von Heiligkeit, fern von allem Materiell-Weltlichen, umgeben von Rabejnu Gerschom Mo-ojr haGojlos Gemarot und von alten heiligen Büchern, die in Leder, Holz und Leinen gebunden waren, versuchte Rabbi Gerschom Ragbime immer weniger über sich und seinen nichtgeborenen Sohn nachzudenken, dagegen befasste er sich jetzt mehr mit Rabejnu Gerschom Maor haGojlo selber. Wenn es notwendigerweise zu einem Ende kommt, soll es wenigstens ein Ende sein, das den heiligen Namen von Rabejnu Gerschom Ben Jehude Mo-ojr haGojlo wert sein wird. Überall soll es in aller Munde sein, nicht nur in Schumsk; ewig soll es in aller Munde sein, nicht nur jetzt, sondern auch noch in neunhundert Jahren. Genauso wie man sich heutzutage überall an die Verordnungen der Städte Speyer, Worms und Mainz erinnert. Denn sie haben ihn doch zum ersten "Ältesten der Diaspora", zum Oberhaupt der aschkenasischen Juden, gekrönt und aufgehört, Entscheidungsfragen, wer weiß wohin, nach Pumbedita auf der anderen Seite des Sambatjon, zu schicken.

Je einfacher die Wahrheit, umso tiefer das Geheimnis. Rabejnu Gerschom wusste doch damals nicht, dass die meisten seiner Bücher verloren gehen würden, dass man sich gar der Verordnung "*d'ejn liso schtej noschim*" – man solle nicht mit zwei Frauen Hochzeit haben, erinnern würde. Davon abgesehen, der Maharik hat doch den Raschbo zitiert, nämlich dass sich das Verbot Rabejnu Gerschoms nur auf die Zeit bis zum Ende des fünften Jahrtausends bezöge. Das würde heißen, dass schon seit fast siebenhundert Jahren diese Verordnung null und nichtig ist. Jene Verordnung musste man damals offensichtlich korrigieren, um die Gojim in den Städten Speyer, Worms und Mainz zu beruhigen. Jetzt aber ist sie fehl am Platz. Die

Schumsker Bauern würde es nicht stören, auch wenn ein Jude sich neun Frauen nähme. Im Gegenteil, sie würden sich vielleicht sogar selbst dafür begeistern. Wenn Rabejnu Gerschom Maor haGojlo gewusst hätte, dass seine Verordnung die eigene Familie in den Untergang führen würde, hätte er das doch keinesfalls zugelassen. Es betrifft aber nicht nur den geradlinigen Familienstammbaum. Man kann sich gar nicht vorstellen, wie viele Juden auf der Welt gewesen wären, wenn ein Jude mehr als eine Frau genommen hätte. Wenn König Salomo dies tat, es jedoch für einen einfachen Juden so wenig erlaubt war wie Chomez zu essen, welches das Passahfest überlebt hatte, so zeugt es doch nicht von gesundem Menschenverstand. Wenn man eine Verordnung knappe siebenhundert Jahre befolgt, nachdem sie, laut dem Reformator selbst, schon überfällig ist, so erweist man diesem gar keine Ehre. Im Gegenteil. Jetzt ist es ein Gebot der Stunde, die alte Verordnung in eine neue umzuändern, welche das alte Statut, diese Krone, in altem Glanze wieder erstrahlen lässt. Es werden keine hundert Jahre vergehen und die Juden werden sich im begrenzten Wohngebiet zu einem mächtigen und starken Volk auswachsen. Keiner wird sich mehr mit ihnen anlegen. Ein armer Jude wird sowieso keine zwei Frauen heiraten, aber wer es sich leisten kann, alle seine Kinder vorschriftsmäßig großzuziehen, dem soll man keine Steine in den Weg legen. Wie viele jüdische Gelehrte würden dann noch die Welt beglücken, wie viele Wunderkinder, junge und fähige Gemaraschüler, Talmudgelehrte, Zaddikim, was für – – –

Es dauerte keine Stunde und die Sache war in Rabbi Gerschoms Augen so klar wie sie klarer nicht sein konnte. Zum ersten Mal seit er von Warschau zurückgekehrt war, brach er in kurzes Lachen aus. Er tätschelte sich spitzbübisch die beiden Wangen und zupfte an seinem Bart-in-allen-Farben. Warum war er bloß alle seine Jahre über so ein Narr gewesen und hatte die Sache nicht zurechtgerückt! Offensichtlich hatte ihm solch eine Klarheit nur aufleuchten können, weil er sich zurückgezogen hatte, oben in seinem Amtsstübchen des runden Schumsker Palastes, seinem Zimmer, das durchdrungen war von der Herrlichkeit Gottes, allein mit den Gemarot, die Rabejnu Gerschom in Ordnung gebracht hatte für die künftigen Geschlechter. Wäre er in jüngerem Alter zu dieser Klarheit gelangt, so hätte er irgendeinmal Söhne gezeugt, doch vorbei ist vorbei. Nein, im Gegenteil! Es gibt keine Zufälle, und sein Dasein auf der Welt, eingerechnet der nicht erfüllte Wunsch nach Söhnen, rührte von der verborgenen Hand der Vorsehung her, erst jetzt hatte er den konkreten Sinn davon richtig verstanden. Nochmehr, er legte sich Rechenschaft darüber ab, dass die alte Verordnung Rabejnu Gerschoms in jenen Zeiten ausgelaufen war, als Tanchem der Rothenburger den Palast gekauft hatte. Wenn noch etwas zu tun blieb, so dieses, die Neuerung in Kraft zu setzen, um des ganzen jüdischen Volkes willen und des Hauses Rabejnu Gerschoms zuliebe.

Behutsam und langsam schnitt er ein leeres Blättchen heraus, das am Ende eines der alten heiligen Bücher eingebunden war, und schrieb seine Verordnung darauf, kurz und scharf, wie es der Stil bei Verordnungen erforderte: *"We-ha-chejrem sche-som Rabejnu Gerschom Mo-ojr ejnej ha-Gojlo isch Magenzo, d'ejn liso schtej noschim ad sof elef hachamischi hecherim, ule-ejs ate, muter! W'chol hamarbe harej se meschuboch! Neum Rabejnu Gerschom isch Schumsk d'Lite, ascher m-gese Rabejnu Gerschom mo-ojr ha-gojle!"*, nämlich: Und das Verbot Rabejnu Gerschom Mo-ojr haGojlos von Mainz, dass man keine zwei Frauen heiraten darf, hat er auferlegt bis zum Ende des fünften Jahrtausends, und jetzt ist es erlaubt, und je mehr, desto besser, genau so lauten die Worte von Rabejnu Gerschom von Schumsk in Litauen, Nachfahre von Rabejnu Gerschom Mo-ojr haGojlo.

Plötzlich lief Rabbi Gerschom auf altgewohnte Art, drei, vier Stufen auf einmal nehmend, nach unten. Es war spät in der Nacht, doch der ganze Palast erwachte im Nu von den freudigen Sprüngen auf der Treppe, einem Zeichen, dass der Schumsker Rabbi seine traurige Stimmung überwunden hatte und sich alles wieder zum alten kehren würde. Als er mit seinen Sprüngen den großen Salon unten erreicht hatte, wurden Lärm und Geflüster laut. Es quietschten die mächtigen Eichentüren, auf welchen eine Pferdekarosse mit dem Wappen des litauischen Prinzen eingeschnitzt war, der den Palast an Rabbi Tanchem Rothenburger

verkauft hatte für dreiundzwanzig Goldstücke vor knapp siebenhundert Jahren.

Die Töchter mit ihren Männern und Kindern zogen sich hastig irgendwas über. Man lief mit Kerzen umher, bis schließlich die Magd Naphthalin-Lampen angezündet hatte. Als letzte kam Schprinze herein. Sie freute sich nicht so sehr wie die anderen alle. Eine Frau ahnt, wenn etwas nicht so ist, wie es sein soll. Dennoch begann sie Hoffnung zu schöpfen, als sie ihren Mann erblickte. Sie hatte den Eindruck, er sähe fast so aus wie früher, ehe er zu Professor Maximowitsch gefahren war. Rabbi Gerschom stand da wie eine Eiche und strotzte nur so vor Selbstgefälligkeit:

– Schprinze, meine Liebe!

– Oh! Gerschom! Lieber Gerschom! Ich hab gemeint, ich würde dich schon nicht mehr lebendig sehen!

– Was willst du damit sagen! Ich war doch in die Thora vertieft.

– Es soll nur zum Guten gewesen sein. Nun, es ist mitten in der Nacht. Leg dich ins Bett! Hast dich genug dort oben auf dem Brett ausgestreckt!

– Gleich, Schprinze, gleich. Du wirst mir ewig die erste Frau bleiben, die allerliebste!

– Liebste, oder nicht liebste, das weiß ich nicht, nur die erste werde ich schon nicht mehr sein! Denn ich bin doch zu allem Unglück die vierte!

– Närrin, ich rede von der Zukunft, von der Zukunft! Du bleibst meine Frau und ich werde noch eine Frau dazu nehmen. Vielleicht noch zwei Frauen. Man kann doch nicht wissen, mag sein, sogar auch drei. Ich muss doch der erste sein, der die neue Verordnung von Rabejnu Gerschom erfüllt. Von Rabejnu Gerschom von Schumsk. Die Welt weiß gar nicht, dass jene Verordnung schon seit knapp siebenhundert Jahren glücklich ausgelaufen ist!

– Trala-la-la im ganzen Kopf! In die Irrenanstalt von Wilna muss man ihn bringen! Heirate wen du willst! Bloß mir gib die Scheidung! Die Scheidung! Genug hab ich schon gelitten unter den Verrücktheiten wegen der vornehmen Abstammung! Besser von einem Hund abzustammen! Von einer Katze! Einem Fischotter! Oh mein Gott! – – –

Schprinze wurde ohnmächtig. Die Magd lief hinzu, um ihr wieder auf die Beine zu helfen. Rabbi Gerschom geriet in Hitze über dieses ganze Getöse. Er schrie, alle sollten verschwinden und sich schlafen legen. Am morgen nahm Schprinze eine Fuhre nach Wilna. Sie kehrte bei ihrer Schwester ein, die einen Juden aus der deutschen Gasse geheiratet hatte. Die beiden Schwestern gingen zum Hof der großen Synagoge. Sie stürzten sich auf den ersten Rabbiner, den sie erblickten. Man erzählte ihm, was in Schumsk vorgefallen war. Der Rabbiner erbehte, er ging mit ihnen sofort zum Rabbinischen Rat. Es dauerte nicht lange, und man rief den Schumsker Rabbiner vor den Rabbinischen Rat. Aber weder kam er noch antwortete er. Inzwischen hatte er Hochzeit gefeiert mit einer neuen Frau, sie war eine arme Waise aus Bolnik. Er lebte mit ihr im runden Schumsker Palast, aus dem alle Hausangehörige, darunter die Magd, geflüchtet waren wie vor einer Feuersbrunst. Man nahm an, dass der Rabbiner von all seinem Leid verrückt geworden sei.

Die Wilner Rabbiner waren nicht träge. Sie verkündeten seinen Ausschluss aus der Gemeinde, ließen wegen dieser Angelegenheit Bekanntmachungen drucken, schickten einen Kurier umher mit Pferd und Wagen, er solle die Bekanntmachung an die Türen der Synagogen heften und zwar in allen Städtchen des Umkreises von Schumsk. Das alles interessierte den Schumsker Rabbiner nicht im geringsten. Als ein Jahr verflossen war, feierte er eine weitere Hochzeit, wieder mit einer Waise, sie stammte aus einem Dorf Swiranek. Sie glaubte ihm aufs Wort, dass es gestattet sei. Was kann man denn auch dagegen sagen, wenn der Rabbiner beteuert, es sei erlaubt. Kurz darauf nahm er sich eine dritte Frau, auch eine dörfische Waise, aus Kurkul, hinter Swir. Man erzählte, dass er bei einem Bekannten, welcher im Wilner "Verein der Brotgeber für die Waisenkinder" mithalf, betrügerisch eine Liste von armen jüdischen Waisen im Gouvernement erpresst habe.

Allen drei Frauen sagte er wieder und wieder, dass sie mit ihm zusammen eine gute Tat vollbrächten, wie sie besser nicht sein könne. Kinder wurden ihm keine mehr geboren, aber

für ihn war die Angelegenheit, eigene Söhne zu haben, schon nicht mehr von Bedeutung. Die Hauptsache war, dass letztendlich, in etwa hundert Jahren, überall die Verordnung von Rabbejnu Gerschom von Schumsk in aller Munde sein würde, der dem Volk Israel ein Mittel in die Hand gegeben hatte gegen alle Verfolgungen und Pogrome, einen Weg für eine Ewigkeit des jüdischen Volkes.

Rabbi Gerschom betrieb seinen Handel jetzt nur noch mit Gojim und redete auch nur noch mit Gojim. Die Juden im Umkreis begannen ihn "den gojischen Rabbi" zu nennen. Den Wilner Ausschluss aus der Gemeinde verletzte man nirgends. Als Rabbi Gerschom starb, er war um die achtzig herum, bereitete man ihm kein Begräbnis. Die drei Frauen begruben ihn hinter dem großen runden Palast. Am selben Tag verschwanden sie wie in Luft aufgelöst.

Ein Gönner aus Wilna, ein Gelehrter, schon ein älterer Jude, der den angesehensten Rabbinern nahe stand, fuhr nach Schumsk zum runden Palast, zusammen mit Rabbi Gerschoms sechs Töchtern und ihren Männern, und zwei russischen Gendarmen. Ein alter Christ, der dort als Wächter geblieben war, stellte sich nicht entgegen, er bekreuzigte sich und zog im Guten seines Wegs. Die Erben ordneten an Ort und Stelle an, man solle alle Handschriften und heiligen Bücher, die sich im Amtsstübchen befänden, hinüberbringen in ein Zimmer des Wilner Bethauses.

Auf Rabbi Gerschoms Tisch entdeckte der Mäzen aus Wilna gleich das Einzelblatt mit der Verordnung, dass man mehr als eine Frau heiraten könne. Über die Worte der Verordnung waren von oben herab, auch von Rabbi Gerschoms Hand, allerlei Segenssprüche geschrieben, die den Namen Gottes enthielten. Das war Rabbi Gerschoms Mittel, um zu verhindern, dass man nach seinem Tod das Blatt fortwarf und zerriss. Man entdeckte, dass man nicht weit entfernt, gerade dabei war ein Haus aufzumauern. Man gab das Blatt den Maurern in die Hand und archivierte es gleich an Ort und Stelle zwischen den Backsteinen einer Wand. Dort liegt es bis zum heutigen Tag.

Der Gönner aus Wilna und Rabbi Gerschoms Erben schickten ihre Leute, die den runden Palast in Schumsk bis auf den Grund, Stein um Stein, abtrugen. Die Steine zermahlte man zu Sand. Vom großen runden Palast, den Tanchem der Rothenburger für dreiundzwanzig Goldstücke erworben hatte, blieb keine Spur mehr zurück.